

# Von „vagen Visionen“ und konkreten Veränderungen: Motive und Methoden Sozialer Arbeit für eine andere Entwicklung der Stadt<sup>1</sup>

**Sabine Stövesand – Hochschule für Angewandte Wissenschaften  
Hamburg**

## Abstract

Städtische Räume, ihre Gestaltung und ihre Bedeutung für die Lebensbedingungen von Menschen sind seit jeher Thema Sozialer Arbeit. Dabei spielen utopische Elemente und Visionen eines besseren Lebens eine treibende Rolle. Visionen gelten im Text als Katalysator für transformatorisches Handeln im Kontext der Aneignung und demokratischen Gestaltung von Stadt. Aus der Perspektive einer kritischen Gemeinwesenarbeit werden, im Anschluß an eine theoretische Einordnung, konkrete Visionen einer Stadt vorgestellt, die von unten in kollektiven Prozessen begehrt, erkämpft und gestaltet wird. Als Beispiele dienen Auseinandersetzungen um die Gestaltung von öffentlichem Raum (Park Fiction), das Wohnen (Initiative Esso-Häuser) als auch die Intervention in Geschlechterverhältnisse auf lokaler Ebene (StoP-Projekte).

## 1. Einführung

Die Entwicklung von Städten war immer schon von Sehnsüchten nach einer „besseren Welt“ und Entwürfen eines „guten Lebens“ durchdrungen. Die daraus entstandenen Visionen zwischen utopischer Erlösung und dystopischer Gefahr, zwi-

---

1 Der Artikel beruht auf einem Vortrag, gehalten am 23.6.2022 auf der 6. Internationalen Tagung Soziale Arbeit und Stadtentwicklung: „Visionen städtischer Entwicklung. Zwischen Idealisierung, Praxis und Materialisierung“ der Fachhochschule Nordwestschweiz/Hochschule für Soziale Arbeit.

schen Sozialutopie und ästhetischem Programm haben in der Vergangenheit innovative Schübe in der Stadtentwicklung ausgelöst und übernehmen auch heute noch eine wichtige Funktion in der Refiguration von Stadt und städtischem Leben<sup>2</sup>

Daran war und ist Soziale Arbeit in vielfältiger Weise beteiligt. Sie kann in diesem Zusammenhang, so die These, (auch) als visionäre Praxis begriffen werden. Dies allerdings mit der Einschränkung, dass das nicht für die Soziale Arbeit insgesamt gilt, die gibt es ohnehin nicht, sondern für den Strang der Gemeinwesenarbeit, der theoretisch und praktisch an ihre transformativ-emanzipatorischen und damit immer auch konfliktorientierten Traditionen anschließt (vgl. Bitzan & Klöck, 1994).

Städtische Räume, ihre Entwicklung, Gestaltung und Bedeutung für die Lebensbedingungen und -möglichkeiten von Menschen sind in der Sozialen Arbeit schon seit ihren Anfängen ein zentrales Thema (vgl. Drilling & Oehler, 2016). So war das Settlement Hull House, gegründet von Jane Addams und Ellen Gates Starr 1889 in Chicago, sowohl eine materiell-bauliche Intervention in die Topographie des Stadtteils als auch ein sozialer Ort der Begegnung, der kulturellen und politischen Bildung, der genossenschaftlichen Selbstversorgung und nicht zuletzt der frühen empirischen Stadtforschung. Vom Hull House gingen zahlreiche konkrete Initiativen zur sozial-räumlichen Veränderung aus, wie z.B. der Verbesserung der damals desaströsen Müllabfuhr, der krankmachenden Wohnverhältnisse oder der lokalen Ökonomie (vgl. Addams, 1911).

Settlements, Nachbarschaftshäuser, soziokulturelle Zentren, Quartiersläden, Stadtteilgenossenschaften oder urbane Gartenprojekte waren immer auch Orte an denen, häufig mit Unterstützung professioneller Gemeinwesenarbeiter\*innen, Visionen eines anderen Lebens und Miteinanders entworfen, verhandelt und ansatzweise gelebt wurden.

Visionen werden hier verstanden als Katalysator für ein transformatorisches Handeln im Kontext der Aneignung und demokratischen Gestaltung von Stadt. Sie stehen für Vorstellungen, welche den Status Quo in Richtung des

---

2 Aus der Tagungsankündigung der Fachhochschule Nordwestschweiz 2022: [file:///Users/sabinestoeve/Downloads/6.-Tagung-Soziale-Arbeit-und-Stadtentwicklung\\_0921.pdf](file:///Users/sabinestoeve/Downloads/6.-Tagung-Soziale-Arbeit-und-Stadtentwicklung_0921.pdf)

Entwurfs einer erwünschten, besseren Zukunft aufheben. Der Zusatz der „Vagheit“ im Titel verweist dabei auf die Offenheit, die es für partizipative, erfinderische Prozesse unter Beteiligung diverser Subjekte braucht.

Der Text bietet im Folgenden eine theoretische Rahmung des Visionsbegriffes, ordnet ihn dann in den Kontext Sozialer Arbeit ein, formuliert eine eigene Perspektive auf Visionen und stellt anschließend anhand von drei Beispielen konkrete Umsetzungen städtischer Visionen vor. Dabei geht es um das Neu-/Andersdenken, die kollektive Aneignung und Demokratisierung von öffentlichem Raum (Park Fiction), des Wohnens und Arbeitens in der Stadt (Esso-Häuser in St. Pauli) und zuletzt des sogenannten privaten Raums (StoP – Stadtteile ohne Partnergewalt).

## 2. Ein weiter Blick auf die Verhältnisse – Stadtteil und Weltsystem

Ihrer Studie zu Reproduktionskämpfen in der Stadt, stellt Sara Uhlmann (2022) ein Zitat, eher eine Prophezeiung, von Henri Lefebvre voran, die mir zum Thema passend erscheint: „One day, which will indeed come, the private ownership of land, of nature and its resources, will seem as absurd, as odious, as ridiculous as the possession of one human by another“ (o. S.).

Lefebvre formuliert hier die Vision einer Gesellschaft ohne Privatbesitz. Damit ist noch nicht garantiert, dass die genannten lebendigen und die unbelebten Dinge sich dann wieder selbst gehören; dass aus Umwelt wieder Mitwelt wird, die nicht mehr dermaßen ausgebeutet und zerstört wird oder ob genau das weiterhin passiert – dieses Mal nur in kollektiver Eigentumsform. Für einen freundschaftlichen, solidarischen, nicht instrumentellen Umgang miteinander und der Mitwelt, eine gerechtere Verteilung von Macht, Gütern und Ressourcen, lokal und international, böte Lefebvres Vision allerdings wohl deutlich mehr Chancen als die gegenwärtigen Verhältnisse.

In solch ein umfassendes Szenario müsste eine tragfähige, emanzipatorische Vision von Stadtentwicklung eingebunden sein. Stadt ist immer nur ein Teil vom Ganzen der Gesellschaft und damit wiederum der globalen Verhältnisse. Die Visionen, die hier im Text vorgestellt werden, sind kleinteiliger, beziehen

sich auf die Stadtteilentwicklung, die Arbeit mit und am lokalen Gemeinwesen – das aber stets vor einem weiten Horizont: andere Beziehungen sind möglich, anderes Wohnen ist möglich, eine andere Stadt ist möglich, eine andere Welt ist möglich – muss einfach möglich sein angesichts all dessen, was Schaden anrichtet in Köpfen und Körpern, in der Umwelt, im Wohnen, Konsumieren, Produzieren, im Zusammen- bzw. Auseinanderleben. Die kritisch-gesellschaftstheoretische Fundierung dieses Anderen, das Wissen um seine Einbettung in globalisierte Produktionsverhältnisse und Herrschaftsarchitekturen, die den Subjekten nicht äußerlich sind, ist wiederum die Voraussetzung für solche Veränderungsprozesse.

Das zum einen, weil die Soziale Arbeit, insbesondere Gemeinwesenarbeit in den Stadtteilen, ohne diesen weiten Blick in Gefahr steht, zur „Territorialisierung des Sozialen“ (Kessl & Otto, 2005) beizutragen. Gemeint ist damit, dass die für eine kapitalistische Gesellschaft konstitutiven Ungerechtigkeiten und sozialen Probleme an die Stadtteile geheftet werden, die dann zu Problemstadtteilen werden und sich mit ein paar wenigen zusätzlichen Ressourcen aus Stadtentwicklungsprogrammen am eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen sollen, und damit Fragen nach den gesellschaftlichen Verursachungszusammenhängen und grundlegenden Umverteilungen aus dem Blick geraten.

Zum anderen haben Visionen eines besseren Lebens im oben genannten Sinn historisch sehr unterschiedliche Chancen zur Verwirklichung. Deshalb braucht es ein Bewusstsein und eine Einschätzung der gegenwärtigen globalen und der gesellschaftlichen Situation und deren Entwicklungsrichtungen, also das große Bild.

Hierfür möchte ich zurückgreifen auf einige Überlegungen Immanuel Wallersteins, der sich zeitlebens aus marxistischer Perspektive mit globalen Zusammenhängen, mit dem Weltsystem beschäftigt hat. Sein ursprünglich 1998 erschienenes Buch *Utopistik – Historische Alternativen des 21. Jahrhunderts* ist hellsichtig und sowohl inspirierend als auch erschreckend.

Wallerstein konstatiert für die Geschichte Phasen, in denen Systeme so weit aus dem Gleichgewicht geraten, „dass jede individuelle und kollektive Handlung eine größere Wirkung beim Neuaufbau der Zukunft haben wird als in ‚normalen‘ Zeiten“ (2008, S. 43). Unsere Zeit, den Zeitraum seit Ende des 20. Jahrhunderts und die kommenden ca. 50 Jahre sieht er als eine Zeit des Über-

gangs, in der die bis dahin etablierten Narrative, Produktions- und Regierungsweisen und globalen Beziehungen in die Krise geraten und nicht mehr tragen. Er prognostiziert eine strukturell chaotische Situation (S. 103), eine „Zeit der Konflikte oder erheblichen Störungen und eines – in der Sicht vieler – moralischen Zusammenbruchs“ (S. 43).

Das moderne Weltsystem ist ein kapitalistisches, auf der Grundlage endloser Kapitalakkumulation funktionierend, was letztlich auf eine universale Kommodifizierung herausläuft (S. 16). Das sehen wir in den Städten am Wohnungsmarkt, das sehen wir in der „Inwertsetzung“ von allem wie wir leben und lieben, ob Freizeit, Körper oder Kunst.

Nur ist diese Art der Landnahme nicht endlos möglich, sondern strukturell begrenzt. Wallerstein argumentiert, dass die Phase der Kostensenkung durch Produktionsverlagerungen in „Billiglohnländer“, wichtig für Konkurrenz und Profit, an ihr Ende kommt, weil auch dort trotz allem die Löhne steigen, die Arbeiter sich organisieren. Dazu kommt die Notwendigkeit halbwegs stabiler politischer Verhältnisse und Verlässlichkeiten, z. B. die Einhaltung von Verträgen, Lieferketten – und die seien immer unkalkulierbarer (genau das erleben wir aktuell). Das ist die eine Bedingung des Funktionierens, die erodiert. Eine zweite ist die fiskalische Krise der Staaten, kurz gesagt: der enorme Druck der Kapitalfraktionen Steuern zu senken bzw. keinesfalls zu erhöhen einerseits – in den USA, aber auch hier geradezu ein Mantra – und die Forderungen aus der Bevölkerung nach staatlichen Leistungen und Ausgleich, die nicht zuletzt eine Basis für die Zustimmung zum Staat bilden andererseits. Dabei wusste Wallerstein noch nichts von Corona-Kosten oder gegenwärtigen kriegsinduzierten Entwicklungen auf dem Energiemarkt. Eine dritte Bedingung für das „Mehr und Weiter so“ ist die Ausbeutung der natürlichen Ressourcen bei Externalisierung der Kosten. Wallerstein spricht von Anzeichen der Erschöpfung der Überlebensbedingungen und irreparablen Schäden, die Ausbeutung und die Externalisierung (vgl. Lessenich, 2016) kommen politisch und auch faktisch an materielle Grenzen.

Eine nicht unwichtige Rolle spielt noch, dass die Erzählung „Es wird uns und unseren Kindern im Laufe der Zeit besser gehen“ nicht mehr greift, unglaubwürdig geworden ist. Leistung lohnt sich nicht, die Reichen werden reicher und alle werden zynischer oder ängstlicher oder glauben den grassierenden

Verschwörungsmythen, oder alles zusammen – die legitimierende Kraft des Liberalismus und des Fortschrittsoptimismus erodiert. Wallerstein sieht religiösen Fundamentalismus, anti-staatliche Gesinnungen und Polarisierungen aufziehen (2008, S. 57), beschreibt damit, was heute eingetreten ist.

Ihm zufolge ist es jedoch nicht ausgemacht, wie das Ergebnis dieses Übergangs aussehen wird. Klar sei, dass die Machthaber ihre Privilegien nicht einfach aufgeben werden, aber eine neue Ordnung wird aus all den Konflikten entstehen und zwar als Konsequenz all dessen, was „jeder in der Zwischenzeit tut – diejenigen mit Macht im gegenwärtigen System und diejenigen ohne Macht“ (S. 103).

Das ist das Szenario, vor dem wir, meines Erachtens, über Stadtentwicklung nachdenken und Bilder städtischer Zukünfte entwerfen. Im Unterschied zu Wallerstein denke ich aber, dass niemand ohne Macht ist, dass Macht nicht nur aus Positionen, Besitz und Waffen kommt, sondern auch aus Wissen, Erfindungsreichtum und vor allem der Fähigkeit, sich zusammenzuschließen und Dinge zu bewegen – also Organisationsmacht als Macht der vielen, die schon Saul Alinsky (2011) der Macht des Geldes gegenüberstellte.

### 3. Visionäres als Grundlage Sozialer Arbeit

Alinsky gilt als Pionier des *Community Organizing* (CO). Hieran orientierte Konzepte Sozialer Arbeit stehen für eine eher herrschaftskritische, machtbewusste Perspektive. Dies bildet die theoretische und praktische Grundlage einer emanzipatorischen Gemeinwesenarbeit (GWA), die für die unten vorgestellten Beispiele eine nicht unerhebliche Rolle spielt.

Zu den handlungsleitenden Prinzipien von GWA gehören an allererster Stelle Demokratisierung, d. h. die Unterstützung von Ermächtigungsprozessen was Wissen, Artikulations- und kollektive Handlungsfähigkeit angeht; ebenso steht GWA hier für Umverteilung von Macht als Entscheidungsmacht, zum Beispiel in Bezug auf die Nutzung und Gestaltung von Flächen, und auch Macht in ihrer materiellen Form, der Verfügung zum Beispiel über Gebäude oder Macht in Form von gewaltförmiger männlicher Dominanz in privaten Beziehungen (vgl. Stövesand, 2019).

Den normativen Rahmen und die übergeordnete Zielsetzung bildet die internationale Definition Sozialer Arbeit<sup>3</sup>. Als Orientierung und Anspruch beinhaltet diese Definition Visionäres, denn es geht um Soziale Veränderung in Richtung sozialem Zusammenhalt, Ermächtigung und Befreiung von Menschen. Als Leitprinzipien gelten soziale Gerechtigkeit, Menschenrechte, kollektive Verantwortung und Respekt für Diversität. Auch wenn z.B. die Menschenrechte sehr praktisch wirksam gemacht werden können, wie z. B. Nivedita Prasad (2020) anschaulich am Beispiel rassistischer Diskriminierung aufzeigt, stellen sie zunächst einmal eine Vision dar, indem sie eine Vorstellung davon formulieren, wie es idealerweise sein könnte und sollte.

In diesem Text stehen Visionen für Vorstellungen, die auf etwas grundlegend anderes zielen als auf die Hochglanz-Fortschreibung herrschender (Verwertungs-)Logiken, wie man sie in den Selbstdarstellungen (Mission and Vision) vieler Unternehmen, Behörden und Stadtplaner findet. Visionen inhärent ist die Problematisierung des Jetzt, sie verweisen auf einen unzureichenden Status quo. Dabei sollten sie nicht fertig ausgepinselt, sondern unscharf, vage sein. Diese Idee der „vagen Vision“ stammt von Saul Alinsky (1971). Er wollte damit ausdrücken, dass ein Community Organizer einerseits Vorstellungen davon braucht, wie etwas auch anders sein könnte, diese Vorstellungen jedoch Raum lassen müssen für die Ideen von anderen, sie müssen gemeinschaftlich in den Veränderungsprozessen entwickelt werden, also prozessual-dynamisch.

Damit reflektiert er ein Problem, das (nicht nur) in der Sozialen Arbeit trotz des Buzzwords der Partizipation häufig auftaucht, nämlich dass die Experten letztlich schon wissen, was am Ende von Planungsprozessen herauskommen sollte und was gut für die Leute ist. Darüber hinaus ist angesprochen, dass die reine Kraft der Negation oder, mit Foucault (1992), der Impuls, nicht derma-

---

3 “Social work is a practice-based profession and an academic discipline that promotes social change and development, social cohesion, and the empowerment and liberation of people. Principles of social justice, human rights, collective responsibility and respect for diversities are central to social work. Underpinned by theories of social work, social sciences, humanities and indigenous knowledge, social work engages people and structures to address life challenges and enhance wellbeing” (IFSW, 2014).

ßen und nicht von denen regiert zu werden zwar ausreicht, um Dinge in Bewegung zu setzen, es allerdings mehr braucht – eine Richtung, eine konkretere Idee davon, wie etwas sein soll.

Visionen haben mit Utopien zu tun, mit konkreten Utopien. Wallerstein (2008, S. 7) spricht in Abgrenzung zu „Utopie“, die etwas Totalitäres haben kann und dazu tendiere, den Weg dorthin auf einen reinen Zweck zu reduzieren, von „Utopistik“ als einer Reflexion und Andeutung, wie es in Richtung einer egalitären und demokratischen Gesellschaft gehen könnte. Der Vision wohnt ein utopischer Überschuss inne, einer, der nicht in Plänen und „smarten“<sup>4</sup> Zielformulierungen aufgeht, vielmehr handelt es sich um visualisierte Wünsche, um Orientierung und Inspiration für die Veränderung des Vorgefundenen. Der Wunsch wird hier als produktive Kraft verstanden, gespeist aus dem Unbewussten, einer Zone der Unverfügbarkeit. Wünsche stehen für Begehren – ein Begehren, das den Alltag überschreiten kann und ein Versprechen auf etwas anderes beinhaltet.

Dieses Wunsch-Verständnis liegt konträr zu dem Wolfgang Hintes, einem wichtigen Protagonisten in der GWA. Sich etwas zu wünschen heißt für ihn: „Ich hätte gern etwas, wozu andere etwas für mich tun müssen“ (Hinte, 2019, S. 18). Menschen geben in dieser Lesart beim Wünschen ihre Verantwortung und Handlungsfähigkeit an andere ab. Dem setzt er den Willen der Adressat\*innen entgegen. Ihn gelte es stattdessen zu erfragen, nur er führe zu dem aktiven, selbstbestimmten Subjekt. Das Wünschen wird so, wie schon bei Freud, als regressiv begriffen. Freud (1927) stellt dem Wunsch jedoch nicht den Willen, sondern den Intellekt, die Ernüchterung gegenüber.

Diesen Auffassungen wird hier mit Adorno entgegengehalten: „Der Gedanke, der den Wunsch, seinen Vater, tötet, wird von der Rache der Dummheit ereilt“ (1962, S. 158). Das hier vertretene Verständnis von Visionen und Wünschen schließt an Überlegungen von Gerhard Vinnai (2013) an:

Kritisches Denken darf sich nicht nur an die Realität binden, wie sie ist, sondern auch – von Wünschen angetrieben – das suchen, was sie sein könnte und sollte. Es

---

4 SMART-Formel der Zielformulierung: spezifisch, messbar, attraktiv, realistisch, terminiert (vgl. Drucker, 1977).



hat sich nicht nur für Wirklichkeiten, sondern auch für Möglichkeiten zu interessieren. Zum Bestehenden gehören immer auch die psychischen und sozialen Möglichkeitsräume, die es in sich trägt. (S. 43)

Die Vorstellung vom Wünschen als produktiver Kraft war ein zentrales Element für die Art, wie eine Stadtteilinitiative in Hamburg St. Pauli in den 1990er Jahren an den Kampf um die Verfügung und Gestaltung einer Fläche am Hamburger Hafенrand herangegangen ist. Damit komme ich zum ersten Beispiel: Park Fiction.

Vorbemerkung: Für alle drei Beispiele gilt, dass Soziale Arbeit zwar maßgeblich für die Initiierung und Durchführung, allerdings nur eine Akteurin im Rahmen von Bündnissen, Kollaborationen war bzw. ist.<sup>5</sup>

### Beispiel 1: Park Fiction – von Wünschen, die die Wohnungen verlassen<sup>6</sup>

Park Fiction bezeichnet einen realen, sehr besonderen Park und gleichzeitig einen Prozess der Stadtaneignung von unten, ein Projekt im Schnittpunkt von transformativer (im Unterschied zu affirmativer) Gemeinwesenarbeit und Kunst im öffentlichen Raum, getragen bis heute von engagierten Menschen vor Ort.

In Gärten und Parks spiegeln sich immer schon die Wünsche und Ideale einer Epoche, sei es im englischen Landschaftsgarten oder in Disneyworld. Die Gartenkunst schafft Orte irdischen Vergnügens, Parks versprechen ein glückliches Leben, befreit von der Arbeit. Ein solches Versprechen in St. Pauli aufzugreifen, dem Stadtteil mit der ärmsten Wohnbevölkerung Hamburgs, mit

---

5 Die Autorin war an den beschriebenen Projekten jeweils unmittelbar beteiligt – als Mitarbeiterin der GWA St. Pauli und deren Vertreterin in der Stadtteilinitiative im Zeitraum von 1994–2002 (Park Fiction), als Mitglied der Initiative Esso-Häuser von Beginn an, 2010 bis heute, und als GWA-Konzeptentwicklerin und wissenschaftliche Begleitung von StoP von Beginn an, 2002 bis heute. Falls nicht anders gekennzeichnet, entstammen die Beschreibungen eigenen Beobachtungen, sind in Sachberichten der GWA St. Pauli, in behördlichen Drucksachen, Filmdokumenten sowie auf den Webseiten der genannten Projekte festgehalten.

6 Angelehnt an den Titel des großartigen Films von Margit Czenki zu Park Fiction.

der höchsten Verdichtung, enormer Verkehrs- und Lärmbelastung durch Massentourismus und Hafenbetriebe hieß damals, eine subversive Forderung zu stellen<sup>7</sup>.

Initiiert und vorangetrieben wurde Park Fiction vom „Hafenrandverein für selbstbestimmtes Leben und Wohnen“, einer Initiative von Anwohner\*innen, Vereinen und Leuten, die in der Nachbarschaft arbeiteten – als Sozialarbeiterin, Pastor, Schulleiterin, Kneipier. Eine Einrichtung der Gemeinwesenarbeit, die GWA St. Pauli, war Teil der Initiative, die sich auch in ihren Räumen traf. Die diversen Aktivist\*innen brachten ihr Wissen zur Lebenssituation im Stadtteil, zu Gartenkunst und Landschaftsplanung, Community Organizing und aus vorangegangenen Kämpfen um besetzte Häuser in der Nachbarschaft mit ein. Relativ früh kamen zwei Nachbar\*innen dazu, Cathy Skene und Christoph Schäfer, die sich als Künstler\*innen mit dem Thema Park beschäftigt hatten. Von ihnen kam der Impuls, Aufruhr und Veränderung stadtsoziologisch mit Henri Lefebvre von der Ebene P aus systematisch zu denken (vgl. AG Park Fiction, 1998).

Übertragen auf eine Konzeptionierung des Städtischen sieht Lefebvre (2014) den Wohnraum, in Analogie zur Psychoanalyse, als das Unbewusste der Stadt. Hier, auf „Ebene P“ wie er sie nennt, der Ebene des Privaten, Alltäglichen zeigen bzw. verbergen sich die Wünsche seiner Bewohner\*innen. Das unstillbare Verlangen nach Überschreitung des Alltags ist dort noch in der kitschigsten Raumdekoration, in Blumen und Nippes verkapselt zu finden. Die „Revolution der Städte“ geht für Lefebvre deshalb nicht von der globalen Ebene (G) der Macht, der staatlichen Gewalt und Kapitalbeziehungen aus, auch nicht von der mittleren Ebene (M), der Stadt der Straßen, Plätze und öffentlichen Gebäude, sondern von Ebene P! Wie die Wünsche die Wohnungen verlassen können und unter der dem Motto „Stadt selber machen“ kollektive Wirkmächtigkeit entfalten; wie die Ebene des Privaten in den Auseinandersetzungen darum, wem die Stadt gehört als politisch artikuliert werden kann, darum ging es bei Park Fiction.

---

7 Die Darstellungen beruhen leicht verändert auf Auszügen aus meinem Artikel: „Aneignung städtischer Räume: Park Fiction – ein persönlicher Bericht“ (2005).

Der Hafenrandverein und nach und nach ein breites Stadtteilbündnis setzte durch, dass ein großes, der Stadt gehörendes Grundstück oberhalb der Elbe nicht, wie geplant, bebaut wurde, sondern im Rahmen eines als „Wunschproduktion“ auslegten Planungsprozesses unter Beteiligung von vielen hundert Leuten, ein urbaner Park entstand. Unter Missachtung der von diesem damals noch sehr proletarischen und migrantisch geprägten Stadtteil erwarteten Bescheidenheit, wurde Park in seiner alten Bedeutung als Sinnbild des Paradieses verstanden und es entstanden Ideen, die ihn, im Behördenjargon, als „nicht Sitzrasenmäher-tauglich“ charakterisierten<sup>8</sup>.

Nach Jahren fruchtloser Gespräche mit Politiker\*innen, nach mit Community-Organizing-Regeln orchestrierten Stadtteilversammlungen, Unterschriften-sammlungen, Straßenblockaden, Straßenfesten, Ausstellungen und Performances wurde die begehrte Fläche kurzerhand in Besitz genommen und zu Park erklärt. Nachbar\*innen säuberten die Fläche, sammelten tonnenweise Müll, pflanzten Blumen und bauten Bänke und einen großen Grill. Wiederum einige Monate später – vor dem Hintergrund von Massenprotesten im Stadtteil wegen der Schließung des lokalen Krankenhauses, allgemeiner Kritik am Umgang mit den Belangen des Stadtteils sowie der anstehenden Hamburger Landtagswahl 1997 – wurde an „Runden Tischen“ verhandelt und der Park letztlich zugestanden.

Gefördert von der Kulturbehörde im Rahmen von Kunst im öffentlichen Raum konnte die Stadtteilinitiative anschließend ein Planungsbüro am Gelände aufstellen, einen Container, von dem aus die Wunschproduktion und allerlei Aktionen angekurbelt wurden. Er enthielt eine kleine Gartenbibliothek, Pläne, Knet- und Zeichenmaterial und Tische, welche die Grundform des Parks abbildeten. Die verschiedenen Elemente des Planungsprozess konnten auf einer Vorlage nach Art eines Brettspiels ausgewürfelt und nachvollzogen werden. Außerdem gab es die Park-Hotline – Telefon- und Anrufbeantworter z. B. für Leute, die nachts ihre besten Einfälle haben und sie direkt loswerden wollten. Im Container konnte man sich auch Walkmen (erinnert sich jemand?) ausleihen. Eine Kasette mit Ton- und Textcollagen führte über

---

8 Äußerung fiel in einem Gespräch unter Anwesenheit der Autorin.

das zukünftige Parkgelände und durch einen imaginären Park. Der Container wurde zur Eröffnung von der Schulleiterin standesgemäß mit Erdbeersekt getauft und es wurden Torten vom örtlichen Konditor verlost, auf denen kleine Transparente prangten, die besagten: „gewünscht-gefordert-gewonnen“ oder „planen-bauen-genießen“. Außerdem wurden die Planungsmaterialien vorgestellt. Wichtiges Tool für die Wunschproduktion war das „Actionkit“, ein mobiles Planungsbüro in einem Silberkoffer. Er enthielt ein aufklappbares Hafenpanorama mit Parkfläche, einfache Pläne der Fläche, einen Fragebogen, Bastelmaterial, Polaroidkamera, Beispiele aus der Gartenkunst und Collagen, um die Phantasie anzuregen. Damit wurden Hausbesuche in der näheren Umgebung gemacht.

Allerdings mussten wir feststellen, dass das Wünschen vielen, besonders den Erwachsenen, abhandengekommen war. Die Ideen waren häufig sehr allgemein (z.B. Blumen, Wiese, Wasser, Entspannung) und die Erfahrung, selbst zu gestalten war ungewohnt. Manche Bewohner\*innen wollten nicht glauben, dass ihre Meinung wirklich gefragt ist, einige machten erst gar nicht die Haustür auf. Meistens brauchte das etwas Anwärmszeit. Wir fragten nach Plätzen, an denen sich die Leute gerne aufhalten, nach Urlaubserfahrungen, nach Fotos, nach Erinnerungen an Orte der Heimatstädte, nach den Pflanzen auf der Fensterbank oder nach Landschaftsdarstellungen auf Fotos und Gemälden in der betreffenden Wohnung. Zusätzlich wurden Gruppen im Stadtteil besucht und befragt – Schulklassen, Altentagesstätte, Frauencafé. So kamen nach und nach phantastische Ideen zusammen.

Der ganze Planungsprozess wurde begleitet von zahlreichen „Infotainment“-Veranstaltungen im Stadtteilzentrum der GWA St. Pauli. Ein weit gereister Anwohner entführte dabei einmal ca. 120 Besucher\*innen per Diaschau auf eine Reise durch japanische, indische, chinesische, schottische, italienische und französische Parks. Farben, Formen und Symbole – das graue St. Pauli entschwand – persönliche Gartenutopien entstanden hinter blassen Winterstirnen und regten den Planungsprozess an. Sehr schön auch eine Veranstaltung zu „Türkischen Teegärten“: Die Gäste saßen an kleinen Tischen, es war mit Palmen und orientalischen Teppichen dekoriert, Früchte und natürlich Tee wurden gereicht. Dazu erhielt man Informationen darüber, wie Tee und Kaffee nach Europa kamen, wie ein türkischer Teegarten aussieht und Ge-

schichten aus dem osmanischen Gartenleben wurden erzählt. Es gab auch einen Abend, an dem die Ausgrenzung von Obdachlosen, Drogenkranken und anderen, die nicht in die heile innerstädtische Konsumwelt passen, aus dem öffentlichen Raum thematisiert wurde und das Stadtteilzentrum „Kölibri“ sich in eine Suppenküche verwandelte.

Die Wunschsammlung umfasste Hunderte von ausführlichen Hausbesuchinterviews und ausgefüllten Fragebögen, mehr als tausend Kurzinterviews im und rund um den Planungscontainer, Zeichnungen, Detailmodellen und etlichen Videofilmen. Alle Wünsche wurden schließlich nach Kategorien sortiert, im Überblick dargestellt, in Pläne und Collagen eingearbeitet und auf mehreren Stadtteilversammlungen vorgestellt, diskutiert, verändert.

Anschließend legten sich die ca. sieben verschiedenen beteiligten städtischen Behörden und Abteilungen jahrelang gegenseitig in ihrem Gezerre um Finanzierungen und Zuständigkeiten schachmatt und blockierten die Umsetzung. Erst als Park Fiction als beispielhaftes Projekt auf der internationalen Kunstausstellung Dokumenta 11 (2002) eingeladen war, in breites öffentliches Licht getaucht wurde und für Nachfragen aller Art sorgte, ging es weiter. 2005 war der Park endlich keine Fiktion, keine reine Vision mehr, die Wünsche der Vielen haben sich im Stadtraum materialisiert.<sup>9</sup>

## Beispiel 2: Eine andere Stadt ist möglich – die Esso-Häuser

Fiktion und Wunsch geblieben ist letztlich der Erhalt und die kreative Sanierung eines großen Wohn- und Gewerbeensembles direkt an der Reeperbahn auf St. Pauli, der sogenannten Esso-Häuser. Gleichzeitig wurden in den Auseinandersetzungen um die Häuser Formen einer milieuübergreifenden Widerständigkeit und Solidarität sowie zukunftsweisende Modelle partizipativer Stadtplanung entwickelt, die Strahlkraft und Maßstäbe weit über den Stadtteil hinaus entwickelten (vgl. Jörg et.al., 2023).

Der Name „Esso-Häuser“ geht auf die zum Gebäudekomplex gehörende Esso-Tankstelle zurück, die aufgrund ihres rund um die Uhr geöffneten Lebensmittelladens auch als eine Art Dorfplatz funktionierte. Die Gebäude

---

<sup>9</sup> Siehe auch <https://park-fiction.net>

wurden 2009 von einem milliardenschweren Investor (Bayrische Hausbau/Schörghuber Unternehmensgruppe) aufgekauft. Die ursprünglichen Pläne von schneller Entmietung, zügigem Abriss und einer Standard-Bebauung mit Hotels und hochpreisigen (Eigentums-)Wohnungen mussten die neuen Besitzer allerdings massiv ändern.

In über hundert Wohneinheiten lebten Handwerker, Seeleute, Reinigungskräfte, Verwaltungsangestellte, Studierende, Einzelhandelskaufleute und Rentner\*innen; viele hatten eine Migrationsgeschichte, waren Geringverdiener\*innen. Kaum eine\*r von ihnen war zuvor schon einmal auf einer Demonstration oder einer Stadtteilversammlung, mit einem Megaphon-Chor, in einem Film oder in einem Häuser-Wrestling-Match aufgetreten, hatte Reden vor Menschenmassen gehalten, eine Hausbesetzung in Erwägung gezogen, an Wunschproduktionen teilgenommen oder war gar zu einer Stararchitektin nach Paris geflogen. Genau das aber geschah in den folgenden Monaten.

Grundlage dafür war ein Organisationsprozess von Haustür zu Haustür, durchgeführt von Gemeinwesenarbeiter\*innen aus dem nahen Stadtteilzentrum der GWA St. Pauli, der zur Gründung einer Initiative aus Bewohner\*innen, Gewerbetreibenden, solidarischen Kulturschaffenden und Nachbar\*innen führte, kurz „Esso-Ini“ genannt. Nach zahlreichen Aktionen, Unterstützung durch das breite Bündnis „Recht auf Stadt“ und einige Stadtteilversammlungen mit Hunderten von Leuten im Ballsaal des FC St. Pauli später, konnte für das Gelände ein demokratischer, inklusiver Planungsprozess durchgesetzt werden.

Zunächst aber wurden die Häuser im Winter 2013 kurzfristig mit der Begründung, sie würden nicht mehr sicher stehen, es sei Gefahr im Verzug, geräumt. Ein Schock für alle Mieter\*innen. Die Initiative Esso-Häuser und der Zusammenschluss „St. Pauli selber machen“ forderten daraufhin eine selbstbestimmte Stadtplanung an diesem Ort und stellen das Konzept einer „Planbude“ als Rahmen vor. Aufgrund des großen öffentlichen Drucks wurde anschließend von den zuständigen städtischen Gremien beschlossen, dass es einen breiten Mitwirkungsprozess aus der Bevölkerung geben wird, dessen Ergebnisse die verbindliche Grundlage für die anschließenden baulichen Wettbewerbe und Festlegungen bilden sollen.

Die Stadt beauftragte für die Konzeption und Durchführung dieser partizipativen Planung ein stadtteilnahes, interdisziplinäres Team aus den Bereichen Kunst, Soziale Arbeit, Architektur und Stadtplanung, die „Planbude“. Der Name steht sowohl für das Team als auch für das Planungsbüro in einem Container direkt am ehemaligen Esso-Areal, in dem entworfen, geredet, gewerkelt und von dem aus zu Hunderten von Ideen produzierenden Gesprächen in den Stadtteil ausgeschwärmt wurde (vgl. <https://planbude.de>; Tribble & Wedler, 2019).

Die im Prozess entwickelten und auf Stadtteilversammlungen abgestimmten Vorschläge wurden von der Planbude im „St. Pauli-Code“ zusammengefasst und waren bestimmend für den Bebauungsentwurf, der zur gegenseitigen Überraschung konsensuell sowohl vom Investor, von Hamburger Politikern, führenden Architekt\*innen, und Bürgervertreter\*innen aus dem Stadtteil ausgewählt wurde.

Auch wenn die Häuser nicht gerettet wurden, der Neubau noch immer nicht steht und nicht alle Mieter\*innen der ursprünglichen Gewerbe eine faire Chance haben zurückzukommen, so wurde vieles erreicht, was (nicht nur) die Initiative zuvor wohl für pures Wunschdenken gehalten hätte:

Wenn uns jemand vor vier Jahren gesagt hätte, dass die Esso-Häuser zu dem Symbol werden, das sie jetzt sind, dass sich eine kleine Initiative einem milliarden-schweren Unternehmen widersetzen und über vier Jahre lang die Stirn bieten kann, diesen Abriss so lange hinauszögern und das Thema zu einem solchen Politikum machen kann, dann hätten wir auch gesagt, ihr spinnt doch, das ist utopisch! (Jörg, 2014, S. 39)

Auch im Fall der Esso-Häuser haben die Wünsche die Ebene P, das Private verlassen, sich organisiert, die Ebene G herausgefordert und sich im Planbuden-Prozess artikuliert. Durchgesetzt werden konnte, dass alle Wohnungsmieter\*innen zu günstigen Konditionen wieder zurückkommen können, wenn sie möchten. Ungewöhnlich für Hamburger Neubauvorhaben ist: Eigentumswohnungen sind nicht vorgesehen. Das war eine zentrale Forderung der Initiative und ist ein Novum für solch ein Projekt ebenso wie der Fakt, dass über die Hälfte der Wohnungen im sozialen Wohnungsbau errich-

tet werden. Sehr positiv ist, dass es keinen einheitlichen, durchdesignten Architekturklotz, sondern viele unterschiedliche Gebäude und auch kleinteilige Nutzungen geben wird. Vorgesehen ist zudem preiswerter Raum für soziale Einrichtungen, gemeinwohlorientierte, innovative Gewerbe, und es soll öffentlich begehbbare Großbalkone, Dachgärten und Kletterwände geben – so wie in der Wunschproduktion begehrt (vgl. Bayrische Hausbau, 2016).

### Beispiel 3: StoP – Stadtteile ohne Partnergewalt

Der Ausgangspunkt hier ist, wie bei Park Fiction, der Alltag, Ebene P, das Private, die Wohnung – dieses Mal aber als Tatort. StoP steht für „Stadtteile ohne Partnergewalt“, ein nachbarschaftsorientiertes Konzept, basierend auf Prinzipien und Methoden der Gemeinwesenarbeit, zur Prävention von Gewalt gegen Frauen\*. Diese Gewalt ist weit verbreitet und sie findet überwiegend im häuslichen Bereich, in Partnerschaften statt. In Deutschland wird jeden dritten Tag eine Frau von ihrem (Ex-)Partner umgebracht, jeden Tag versucht es einer und das ist nur die Spitze des Eisbergs (vgl. BKA, 2022). Die Lebensqualität einer Stadt wird nicht nur vor der Haustür geprägt, entwickelt werden müssen nicht nur Flächen und Gebäude, sondern auch das Miteinander, demokratisiert werden müssen nicht nur Planungsprozesse, sondern auch Beziehungen. Darum geht es. Die Vision, welche die Arbeit von StoP inspiriert und in der Konzeptentwicklung formuliert wurde (vgl. Stövesand, 2007) sieht so aus:

Nachbar\*innen drehen den Fernseher leise und hören hin, wenn Schreie und Poltern aus der Wohnung nebenan hallen. Sie klingeln an der Tür dieser Wohnung und unterbrechen so die Gewalthandlung. Sie erstellen eine Telefonkette zur Unterstützung einer gewaltbetroffenen Frau. Sie treffen sich mit anderen Nachbar\*innen und informieren zusammen im Einkaufszentrum über häusliche Gewalt. Die Kita lädt sie ein, beim Elternabend über das Thema zu sprechen. Hausmeister verteilen StoP-Infoblätter und tolerieren StoP-Aufkleber an Haustüren und Briefkästen nicht nur, sondern hängen zusätzlich Plakate an das Infobrett der Wohnungsbaugesellschaft. Die Schule integriert das Thema Partnergewalt in den Unterricht. Das Bürgerhaus und die Elternschule bieten Selbstbehauptungs- und Deeskalationstrainings an. Männer setzen sich mit Männern zusammen, reden über Gewalt, darüber was man



dagegen tun kann. Die Hip Hop-Gruppe aus dem Jugendhaus macht einen Rap, bei dem der Begriff „Gewaltschutzgesetz“ locker aus den Boxen dröhnt. Frauen tun sich zusammen, nennen sich „die Sterne“, weil sie nach diesen endlich greifen wollen und organisieren die Flucht einer Nachbarin ins Frauenhaus. Eine Frau aus der StoP-Gruppe macht Tupperparties und jedesmal, bevor sie mit dem Tuppern beginnt, spricht sie über Gewalt gegen Frauen und wirbt für StoP. Im Schaufenster vom Gemüseladen hängt ein Plakat mit den Nummern von Frauenhäusern und Beratungsstellen. Und beim Friseur und in der Kneipe und in der Arztpraxis sowieso. Sexistische Werbung hat im Stadtteil keine Chance, sie wird sofort überklebt, übermalt. Frauen huschen nicht mehr mit Sonnenbrille durchs Treppenhaus, weil sie sich ihrer Misshandlung schämen, sondern klingeln bei Nachbar\*innen und holen sich Rat. Häusliche Gewalt wird zum öffentlichen Thema. Lokale, soziale Netze werden zum (Über-)Lebensmittel.

Das StoP-Konzept mit seinen acht Bausteinen – Ressourcensicherung, Aktionsuntersuchung, Mobilisierung und Gruppenbildung, lokal spezifische Öffentlichkeitsarbeit, Netzwerkarbeit, individuelle Beratung, regionale und überregionale Bündnisarbeit – beruht auf den Prinzipien der Gemeinwesenarbeit, es verknüpft Wissen aus diesem Bereich mit dem aus der feministischen Arbeit zu geschlechtsbezogener Gewalt, mit Zivilcourage-Trainings und der alltagsorientierten Bildungs- und Gruppenarbeit (vgl. Stövesand, 2020).

StoP organisiert gegen den gewalttätigen Sexismus vor Ort, bringt Nachbar\*innen zusammen, findet mittels aktivierender Befragungen und Schlüsselpersonen diejenigen, die etwas tun, etwas ändern wollen. Diese werden weitergebildet, bieten dann wiederum Workshops im Stadtteil an, machen Kampagnen, setzen das Thema Gewalt gegen Frauen auf die Agenda von Stadtteilbeiräten, machen einen Infostand mit Geschlechterquiz und Kuchen beim Stadtteilfest, zeigen Theaterstücke, gründen eine Band, bauen Bänke mit dem StoP-Logo, pflastern den Stadtteil mit Plakaten zu. Zu sehen sind Nachbar\*innen, die sich positionieren, oder Erklärungen von Vereinen, Geschäftsleuten und sozialen Einrichtungen. Eine hauptamtliche, im StoP-Konzept ausgebildete Koordinatorin ist das professionelle Rückgrat.

Gewalt gegen Frauen ist keine Privatangelegenheit und ist nicht damit erledigt, dass die Betroffenen vor dem Terror in den eigenen vier Wänden hinter die Wände eines Frauenhauses fliehen. Sie findet überall im Alltag statt, manchmal kann man sie hören, man kann die Zeichen sehen – wenn man das will, wenn man nicht aus Angst, Gleichgültigkeit oder Ratlosigkeit wegschaut. Freund\*innen, Arbeitskolleg\*innen und Anwohner\*innen können Teil dieses Problem sein oder sie können Teil der Lösung sein, können Gewalt-handlungen unterbrechen, können Betroffene schützen, können zu einem Wandel von Normen und Wissen beitragen. Genau das passiert in den und ausgehend von den mittlerweile weit über 30 StoP-Stadtteilgruppen in Deutschland und Österreich, Tendenz steigend.

Die oben dargestellte Vision hat in bestimmter Hinsicht immer noch fiktionalen Charakter, denn sie zeigt, was im Alltag der Gewalt im Geschlechterverhältnis in der Regel nicht passiert und vom etablierten Gewaltschutzsystem noch vernachlässigt wird: Die Prävention von und Intervention bei häuslicher Gewalt jenseits von spezialisiertem Opferschutz oder Täterprogrammen und nicht auch dort, wo sie ausgeübt wird – in den Häusern, im sozialen Nahraum, in größeren sozialen Zusammenhängen. Mittlerweile beschreibt diese Vision jedoch ganz reale Vorkommnisse aus der konkreten Stadtteilarbeit von StoP – was einst als Vision formuliert wurde, findet nun statt, in Hamburg-Horn ebenso wie in Glinde oder Wien-Margareten.<sup>10</sup> Die Privatisierung der Gewalt, die mit der Ebene P verknüpft ist, wird durchbrochen in Richtung des Öffentlichen, des Kollektiven, der Ebene M der Straßen und Plätze.

#### 4. Schlussbemerkung

Es geht nicht darum, diese Projekte zu romantisieren. Es gab auch negative Entwicklungen und Enttäuschungen. So wurde Park Fiction u. a. von der Hamburger Tourismuswerbung entdeckt und vermarktet, die Esso-Häuser konnten nicht gerettet werden, es gab ein Auseinanderreißen langjähriger Be-

---

10 Siehe [stop-partnergewalt.org](http://stop-partnergewalt.org) sowie [stop-partnergewalt.at](http://stop-partnergewalt.at)

ziehungen durch die Umsiedlungen; die StoP-Arbeit ist sehr prekär finanziert und droht mitunter doch in individuellen Hilfebedarfen aufzugehen anstatt transformatorische Organizing-Prozesse anzustoßen. Wichtiger ist jedoch, dass die genannten Beispiele für eine praktische Kritik an den oben kritisierten Verhältnissen stehen, keine Visionen und Wolkenkuckucksheime geblieben sind, sondern mit Enthusiasmus, vielen beglückenden Erfahrungen und Lernprozessen gemeinsam mit Vielen umgesetzt wurden und werden, als Inspiration für Andere dienen und weiter wirken. Eine kritische Gemeinwesenarbeit, die ihre Aufgabe, Probleme und Notlagen nicht zu individualisieren, kollektive Handlungsmächtigkeit und Organisationsprozesse zu unterstützen, über das Bestehende hinauszudenken ernst nimmt und im Bündnis mit Sozialen Bewegungen agiert, hat hierzu einen wichtigen Beitrag geleistet.

## Literaturverzeichnis

- Addams, J. (1911). *Twenty years at Hull-House*. Macmillan.
- Adorno, T. W. (1962). *Minima Moralia*. Suhrkamp.
- AG Park Fiction (1998). Aufruhr auf Ebene p. St. Pauli Elbpark 0 – 100%. In M. Babias, M. & A. Könneke (Hrsg.), *Die Kunst des Öffentlichen* (S. 122–131). Verlag der Kunst.
- Alinsky, S. D. (1971). *Rules for radicals. A pragmatic primer for realistic radicals*. Random House. <https://archive.org/details/RulesForRadicals/mode/2up>
- Alinsky, S. D. (2011). *Call me a radical. Organizing und Empowerment*. Politische Schriften. Lamuv.
- Bayrische Hausbau (2016). *Neuentwicklung eines gemischt genutzten Quartiers am Spielbudenplatz in Hamburg-St. Pauli. Dokumentation zum städtebaulichen Gutachterverfahren und hochbaulichen Workshopverfahren*. [https://www.paloma-viertel.de/pdf/bhgkg-025-016\\_doku\\_esso\\_haeuser\\_a4\\_ansicht.pdf](https://www.paloma-viertel.de/pdf/bhgkg-025-016_doku_esso_haeuser_a4_ansicht.pdf)
- Bitzan, M. & Klöck, T. (1993). *Wer streitet denn mit Aschenputtel? Konfliktorientierung und Geschlechterdifferenz*. AG SPAK.
- Bundeskriminalamt (BKA) (2022). *Partnerschaftsgewalt. Kriminalstatistische Auswertung – Berichtsjahr 2021*.
- Drilling, M. & Oehler, P. (Hrsg.). (2016). *Soziale Arbeit und Stadtentwicklung. Forschungsperspektiven, Handlungsfelder, Herausforderungen*. Springer VS.

- Drucker, P. F. (1977). *People and Performance. The best of Peter Drucker Management*. Harper College Press.
- Foucault, M. (1992). *Was ist Kritik?* Merve.
- Freud, S. (1927). *Die Zukunft einer Illusion*. Gesamtwerk XIV.
- Hinte, W. (2019). Das Fachkonzept „Sozialraumorientierung“ – Grundlage und Herausforderung für professionelles Handeln. In R. Fürst & W. Hinte (Hrsg.), *Sozialraumorientierung. Ein Studienbuch zu fachlichen, institutionellen und finanziellen Aspekten* (3., aktualisierte Aufl., S.13–32). utb.
- Kessl, F. & Otto, H. U. (2005). Soziale Arbeit angesichts neo-sozialer Transformation. In W. Thole (Hrsg.), *Soziale Arbeit im öffentlichen Raum* (S. 55–62). VS.
- International Federation of Social Workers (IFSW) (2014). *Global definition of social work*. <https://www.ifsw.org/what-is-social-work/global-definition-of-social-work/>
- Jörg, S., Tribble, R. & Stövesand, S. (2023). Eine andere Stadtplanung ist möglich! Der Konflikt um die Esso-Häuser. In M. Grubbauer & J. Metzger (Hg.), *Wohnen in Hamburg: Akteure, Instrumente und Konfliktfelder* [Im Erscheinen]. Transcript.
- Jörg, S. (2014). Esso-Häuser haben im Zeitraffer gezeigt, wie Verdrängung geht. *ila*, 372, 38–40.
- Lessenich, S. (2016). *Neben uns die Sintflut: Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis*. Hanser.
- Lefebvre, H. (2014). *Die Revolution der Städte* (Neuausg.). CEP Europäische Verlagsanstalt.
- Prasad, N., Muckenfuss, K. & Foitzik, A, (Hrsg.). (2020). *Recht vor Gnade. Bedeutung von Menschenrechtsentscheidungen für eine diskriminierungskritische (Soziale) Arbeit*. Beltz/Juventa.
- Stövesand, S. (2005). *Aneignung städtischer Räume: Park Fiction – ein persönlicher Bericht*. <https://www.stadtteilarbeit.de/brachen-freiflaechen/aneignung-staedtischer-raeume-park-fiction-ein-persoenlicher-bericht>
- Stövesand, S. (2007). *Mit Sicherheit Sozialarbeit! Gemeinwesenarbeit als innovatives Konzept zum Abbau von Gewalt im Geschlechterverhältnis*. LIT.
- Stövesand, S. (2019). *Gemeinwesenarbeit*. <https://www.socialnet.de/lexikon/Gemeinwesenarbeit>.

- Stövesand, S. (2020). Stadtteile ohne Partnergewalt (StoP) – ein nachbarschaftsbezogenes Handlungskonzept. In M. Büttner (Hrsg.), *Häusliche Gewalt* (S. 156–165). Schattauer.
- Tribble, R. & Wedler, P. (2019). Der PlanBuden-Prozess: das Interesse des Stadtteils als Grundlage von Planung. In M. Drilling, O. Schnurr & O. Niermann (Hrsg.), *Quartier und Demokratie. Theorie und Praxis lokaler Partizipation zwischen Fremdbestimmung und Grassroots* (S. 203–214). Springer VS.
- Uhlmann, S. (2022). *Reproduktionskämpfe in der Stadt. Eine vergleichende Fallstudie urbaner sozialer Bewegungen in New York City, Buenos Aires und Hamburg*. Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Vinnai, G. (2013). Räume des Wünschens. In I. Härtel, L. Church-Lippmann, C. Kirchhoff, A. Tuschling & S. Witte (Hg.), *Orte des Denkens – mediale Räume. Psychoanalytische Erkundungen* (S. 40–50). Vandenhoeck und Rupprecht.
- Wallerstein, I. (2008). *Utopistik – historische Alternativen des 21. Jahrhunderts* (2. Aufl.). Promedia Druck- und Verlagsgesellschaft.